

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerverein
Band: 82 (1937)
Heft: 31

Anhang: Heilpädagogik : Organ des Verbandes Heilpädagogisches Seminar
Zürich : Beilage zur Schweizerischen Lehrerzeitung, Juli 1937, Nummer 3

Autor: Roth, H. / Rudin, M.

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

HEILPÄDAGOGIK

ORGAN DES VERBANDES HEILPÄDAGOGISCHES SEMINAR ZÜRICH
BEILAGE ZUR SCHWEIZERISCHEN LEHRERZEITUNG

JULI 1937

7. JAHRGANG • NUMMER 3

Inhalt: Heilpädagogik in der Volksschule? — Wie ist das Verständnis der Kinder für entwicklungsgehemmte Kameraden zu fördern? — Reinlichkeitswoche in einer Basler Bk — Heilpädagogisches Seminar Zürich

Heilpädagogik in der Volksschule?

Es will hier nicht die Notwendigkeit der Sonderklassen im Rahmen der Volksschule von neuem festgestellt werden, obschon Erörterungen dieser Art nicht so überflüssig wären, wie man annehmen möchte: In ländlichen Gemeinden stossen Vorschläge für die Zusammenfassung und Sonderbehandlung geistesschwacher oder psychopathischer Kinder immer noch auf harten Widerstand. Immer wieder weist man hin auf die Ungunst der Zeit und stellt die Kostenfrage damit über die Bedürfnisfrage. Selbst dort, wo durch einen langjährigen Bestand wohlorganisierter Sonderschulen der Gedanke der Heilpädagogik gesichert erscheint, fallen ab und zu Aeusserungen in merkwürdig abschätzendem Tone.

Ehe wir hoffen dürfen, die Mehrheit des Volkes für die Sache der Heilpädagogik zu gewinnen, müssen wir eine klare, positive Stellungnahme der Lehrer und Berufserzieher anstreben.

Im allgemeinen anerkennen die Lehrer die Notwendigkeit der Sonderklassen, eines Ortes, wo sinnesgeschädigte, geistesschwache, sprachgebrechliche oder sonstwie entwicklungsgehemmte Kinder eine ihrem Zustand entsprechende Behandlung erfahren. Jedoch begegnet man dort, wo Sonderschuleinrichtungen noch gänzlich fehlen, einer gewissen Unsicherheit in der Frage, ob schwierige Kinder, sofern man sie eben in der Normalklasse behalten muss, eine Sonderbehandlung erfahren sollen oder nicht. Damit greifen wir die im Thema gestellte Frage auf.

Dass zumal in der Landschule heilpädagogische Probleme sich aufdrängen, unterliegt keinem Zweifel. Es braucht nur hingewiesen zu werden auf den nicht ganz geringen Prozentsatz Geistesschwacher leichteren und mittleren Grades und auf die Verwahrlosten. Zumindest diese beiden Arten schwer erziehbarer Kinder sind sozusagen in jeder Landschule vertreten. Das sind jene Schüler, über die der Lehrer zu seufzen pflegt.

Es gibt also heilpädagogische Probleme in der Landschule, und jeder Lehrer erlebt sie auf irgendeine Weise. Fraglich bleibt nur, ob er dies sich selbst und andern gegenüber auch zugeben will. Wer behauptet, für ihn sei kein Kind problematisch, darf sicher sein, damit in weiten Kreisen Lob und Anerkennung zu finden; denn Menschen, die mit allen Schwierigkeiten fertig werden, imponieren. Sie imponieren viel mehr als jene, die zugeben, sie wissen nicht recht, was sie mit dem Jakob anfangen sollen. Man wähnt dort den kraftvollen und zielsicheren, hier den unsicheren, suchenden Lehrer.

Ob der belobte Erzieher, der seine Kinder als unproblematische Wesen behandelt und unter dessen Führung es so etwas wie Schwererziehbarkeit gar nicht

gibt, der gute Erzieher sei, ist aber jedenfalls fraglich. Wer etwa sagt: «Schwierigkeiten gibt's bei mir gar nicht», der weist damit gerade auf die Tatsache hin, dass Schwierigkeiten eigentlich die Regel seien und will nur hervorheben, dass das, was bei andern so viel Kopfzerbrechen verursache, im Wirkkreis seiner Persönlichkeit wie von selbst sich auflöse.

In jenen Schulstuben, wo weder das schwache noch das verwahrloste Kind dem Lehrer Probleme aufgibt, ist zumeist ein «Herrscher» am Werke, der das Kind ohne das Kind erzieht. Und es ist ganz klar, dass zurückgedrängte Schwierigkeiten eines Tages eben doch hervorbrechen.

Es liesse sich in vielen Fällen nachweisen, dass die herrscherische Haltung nur eine vorgetäuschte Sicherheit ist, eine Pose, mit welcher eine innere Unsicherheit und in der Tiefe sich regende Gefühle der Unzulänglichkeit zu überdecken versucht wird. Wer seine eigene Persönlichkeit zu sehr in den Mittelpunkt des Geschehens rückt und alles Geschehen zu seinem Selbst in Beziehung bringt, der tut das, um eben von diesem Mittelpunkte aus zu herrschen. Einer herrschen wollenden Lehrerpersönlichkeit erscheint jede kindliche Unart, jede mögliche Schwierigkeit als ein persönlicher Angriff. Jedes ungelöste Problem ist Zeichen eines persönlichen Unvermögens. Eines Unvermögens, das in Wirklichkeit besteht, aber eben deshalb niemals zugegeben werden darf. Um dem Machtstreben des Ichs zu genügen, werden Probleme, die vermutlich nicht oder nur teilweise lösbar wären, lieber — verleugnet.

Weite Kreise unserer menschlichen Gesellschaft sind uneinsichtig genug, um gerade diesen Herrschertyp als den guten Lehrer, den guten Erzieher zu bezeichnen. Und damit gehen dessen innerste Wünsche ja in Erfüllung.

Es mag etwas sonderbar anmuten, dass im Rahmen unseres Themas in solcher Ausführlichkeit und nicht ohne Schärfe eine Erzieherchwäche dargestellt wird, deren Vorkommen vermutlich doch selten ist.

Zugegeben, die ausgeprägten Herrschertypen bilden die Minderheit im Kreise der Lehrerschaft. Unverkennbar aber ist, dass diese Minderheit dank ihres höheren Ansehens von seiten vieler Aussenstehenden und ebenfalls dank ihrer gut demonstrierten (wenn auch nur scheinbaren) Ueberlegenheit ihre Kollegenschaft stark zu beeinflussen vermag. Die Pose des Ueberlegen- und Geachtetseins hat, zumal für die Unsicheren und Tastenden, etwas Verlockendes an sich. Herrschertypen sind in nicht geringem Masse ansteckungsgefährlich. Ansteckungsgefährlich, weil wohl jeder Lehrer irgendeinmal so unsicher und seines Unvermögens sich bewusst wird, dass er dazu neigt, in die Herrscher-Pose zu flüchten, ja, für kürzere oder längere Zeit wirklich dorthin flüchtet.

Wer in Selbstbescheidung das Kind (und nicht sich selbst) in den Mittelpunkt des erzieherischen Geschehens stellt, der wird sich davor hüten, Erziehungsschwierigkeiten zu überrennen oder zu leugnen. So, wie er selbst in mutiger Offenheit die Grenzen seiner Kräfte erkannt und innerhalb ihrer einen Weg gefunden hat, wird er auch die Schwächen eines Kindes als etwas Gegebenes erkennen und anerkennen und durch sie hindurch, und wenn möglich aus ihnen heraus, einen offenen Weg mutigen Lebens bahnen helfen.

Die Forderung heilpädagogischen Denkens und Tuns in der Volksschule, soweit es um die Behandlung irgendwie schwieriger Kinder geht, widerspricht in keiner Weise der Forderung einer demokratischen Gemeinschaftserziehung. Im Gegenteil. Und es wäre eine Missdeutung, wollte man aus dem Worte Professor Hanselmanns, die Volksschule solle und dürfe keine heilpädagogische Institution sein, ableiten, es habe sich der Volksschullehrer um heilpädagogische Fragen nicht zu kümmern. Eine heilpädagogische Institution darf die Volksschule deshalb nicht sein, weil nur eine Minderzahl der Schüler infolge Entwicklungsgehemmtheit besondere Schwierigkeiten bereitet. Dass aber auch diese Minderheit im Rahmen der Klasse ein unbedingtes Anrecht auf Berücksichtigung ihrer Eigenarten und Bedürfnisse hat, steht über allem Zweifel.

In meiner Schule sitzt ein Bublein, das man als «faul» bezeichnen könnte. Es ist zwar keineswegs zu allem zu faul: Im mündlichen Unterricht macht es fleissig mit; sobald aber eine schriftliche Arbeit verlangt wird, erlahmt seine Kraft, wogegen Mahnung und Tadel nichts vermögen. Das Bublein ist körperlich etwas schwach und wird leicht müde. Das Schreiben macht ihm besondere Schwierigkeiten und darum am wenigsten Freude. Weil das, was die Klasse an schriftlicher Arbeit zu bewältigen vermag, die Kräfte dieses Kindes offensichtlich bei weitem übersteigt, kam ich nach andern, erfolglosen Versuchen dazu, meine Anforderungen auf ein dem Vermögen des Kindes vermutlich entsprechendes Mass abzubauen: Während die Klasse eine Seite voll schreibt, soll dieses Kind — vorläufig — drei Linien zustande bringen. Und siehe da, jetzt arbeitet der Junge seine drei Linien ohne weiteres und manchmal freiwillig etwas mehr, was ihm denn stets ein Lob einträgt, während er früher unter dem Eindruck der Untragbarkeit der Last die Kraft auch nur für einen Anfang kaum aufbrachte. In einer Diskussion mit Kollegen wurden Bedenken geäussert über eine derartige Sonderbehandlung. Der den Kindern eigene Gerechtigkeitssinn müsste doch die Mitschüler des Jungen veranlassen, dieses Vorgehen als das zu bezeichnen, was es sei: Unverdiente Bevorzugung, Ungerechtigkeit.

Nun ist tatsächlich von ausserordentlicher Wichtigkeit, dass der Lehrer gerecht sei und nicht dieses oder jenes Kind bevorzuge. Wenn er aber meint, dadurch gerecht zu sein, dass er z. B. von allen Kindern das gleiche Mass Arbeit verlangt, dann täuscht er sich gründlich. Nicht die «Gleichschaltung» ist das Kennzeichen demokratischer Gerechtigkeit. Wenn das Schulgerechtigkeit ist, dass man von allen Schülern dasselbe verlangt, nun, dann ist Schulgerechtigkeit eine der grössten Ungerechtigkeiten. Denn was des einen Höchstleistung ist, kann von einem andern, stärkeren fast mühelos gearbeitet werden. Sehr wohl möglich also, dass eine Arbeit, um derentwillen ein

Starker getadelt würde, einem Schwachen zum Lobe gereicht. Es kommt auf die Kräfte an, die dem Kinde zur Verfügung stehen. Sobald wir darauf Rücksicht nehmen, werden wir verlernen, den Starken stets zu loben, den Schwachen nur zu tadeln.

Das entwicklungsgehemmte Kind, welcher Art immer, ist ein ausgezeichnetes Erziehungsmittel für die vollentwicklungsfähigen Kinder der Klasse. Hier können sie lernen, auf den Schwächern Rücksicht zu nehmen, ihn mit einzuschliessen in eine Gemeinschaft, zu welcher jeder nach seinem Vermögen, der Starke sein Viel, der Schwache sein Wenig beizutragen hat.

Damit ist kein Wort gesagt gegen die Vorzüglichkeit der Sonderklassen dort, wo sie eingerichtet werden können. Das eine aber möchte überzeugende Darlegung gefunden haben: Dass das entwicklungsgehemmte Kind, sofern es in der Normalklasse zu verbleiben hat, nicht unbedingt das seufzend oder still getragene Kreuz des Lehrers sein muss, sondern dass es der Klassengemeinschaft zum Segen werden kann.

H. Roth.

Wie ist das Verständnis der Kinder für entwicklungsgehemmte Kameraden zu fördern?

Die Mindersinnigen und die Invaliden sprechen unter den Entwicklungsgehemmten die deutlichste Sprache. Ihr Gebrechen ist augenfällig, die Ueberwindungsversuche und deren Ergebnisse lassen auf Ausdauer, Geschicklichkeit und frischen Mut schliessen. Sie spornen daher beispielhaft auch die Gesunden an. Für sie Verständnis bei Kindern zu erwecken, ist nicht aussichtslos.

Als Vorbereitung für eine diesbezügliche Aussprache sind den Schülern Beobachtungsaufgaben zugewiesen worden. Auf den Gängen durch ihre Ortschaft sollten sie während einer Woche die Augen offenhalten für Menschen mit der gelben Armbinde, oder für solche, die in kleinen Invalidenwagen fahren. Um einer respektlosen Neugier vorzubeugen, trat die Anforderung hinzu: «Helft ihnen, wo ihr könnt!»

Andernorts hat man versucht, den Besuch bei einem verkrüppelten Kinde anzuregen — reihum, so dass weder Massenbelästigung entstand, noch dass die einen und andern von solchen Erfahrungen ausgeschlossen waren.

An dritter Stelle bot die Lektüre entsprechender Schilderungen in künstlerischer Gestaltung eine lebendige Ausgangsgelegenheit. Eine 6. Klasse der Schule Rüschlikon (Lehrer: Herr K. Schreiber) hat der Redaktion freundlicherweise eine Aufatzserie zur Verfügung gestellt, die sich teils auf Lektüre, teils auf direkte Beobachtung stützt. Einzelne Arbeiten mögen belegen, wie gesunde Zwölfjährige das Leiden in Blindheit, Taubheit und Krüppeltum erleben.

«Gott Lob und Dank bin ich nicht blind! Wenn ich alles nur noch tasten müsste! Das wäre doch gar zu traurig! Wie sind die armen blinden Menschen doch zu bemitleiden! — Als ich einmal von der Schule heimkam, begegnete ich einem hausierenden Manne. Er trug ein gelbes Abzeichen am Arm, zum Zeichen, dass er blind war. Das erkannte ich, weil ich zu Hause ein sehr schönes Buch besitze, betitelt: «Wie die Furrerbuben zu einem Freunde kamen». In diesem Buche ist auf einer Seite dieses Wahrzeichen mit einer Erklärung abgedruckt.

An einer kurzen Kette führte dieser ältere Mann einen mittelgrossen Schäferhund. Warum wohl? Der Blinde trug in der andern Hand einen vollgepackten Koffer. Er kam über die

Strasse zum andern Randstein. Da blieb der folgsame Hund stehen. Daran konnte der Blinde merken, dass ein Hindernis im Wege war. Sorgfältig hob er das linke Bein und tastete mit ihm, bis er merkte, geht's hinauf oder hinunter. Jetzt lief er über das Trottoir. Sobald er am Strassenende ankam, hielt der Hund schon wieder, und der Hausierer tastete sich mit dem Fuss hinunter. Jetzt zog der vierbeinige Begleiter des armen Mannes auf unsere Ladentüre zu. Vor der Treppe blieb er wieder stehen. Der Blinde suchte die Stufen. Er trat in unsern Laden ein, öffnete seinen braunen Koffer, und als er Schritte hörte, erzählte er, wie er durch einen Unfall blind geworden sei. Er hausierte nun mit vielen Sachen. Abkaufen konnten wir ihm nichts. Wir fragten ihn, ob er ein «Bürli» wolle. Wir überreichten ihm das Brötchen und mein lieber Vater wollte ihn über die Treppentritte hinunter begleiten, doch der Blinde antwortete: Ich habe hier meinen Vierbeiner, der mich auf Hindernisse schon aufmerksam macht und mich fleissig aufklärt»...

«Es gibt aber auch Kinder, die schon ohne Augenlicht geboren werden. Ich kenne eine zwanzigjährige Tochter. Sie kommt jede Woche einmal zu Fräulein B. auf Besuch. Sie singt sehr gut. Auch kann sie Klavier spielen. Wahrscheinlich ist ihr Gehör durch ihr Blindsein feiner geworden. Fräulein B. hilft ihr beim Ueben, damit sie in den Gestunden rascher vorwärts kommt. Manchmal schenke ich ihr auch etwas. Ich freue mich, wenn ich ihr etwas Gutes tun kann. Immer will ich dankbar sein für meinen gesunden Körper»...

Neben den Aufsätzen über die Blinden treten diejenigen über Gehörbehinderte und Verkrüppelte anzahlmässig zurück.

«Ich bin froh, dass ich nicht ein solcher Mensch bin, dem man alles ins Ohr rufen oder zeigen muss. Meine Tante kam zu uns in die Ferien. Am Montag erzählte sie, sie wolle nach Horgen, um dort Leute zu besuchen. Mein Vater sprach, sie solle erst am Mittwoch gehen; sie wisse ja nicht, wo die Bekannten wohnten. Dann könne ich sie begleiten. Aber meine Tante verstand nicht recht, was der Vater erklärte. Sie wollte trotzdem nach Horgen fahren. Am Abend erklärte es der Vater noch einmal. Endlich verstand sie, was er meinte. Am Mittwoch löste ich die Billette und wir fuhren nach H. Wir gingen das Dorf hinauf. Nach einer Weile sassen wir in der Stube der Bekannten. Die Frau musste laut reden. Die Tante verstand lange nicht alles, was erzählt wurde; trotzdem sprach sie immer ein Ja oder ein Nein. ...»

«Ein Nachbarskind von uns ist schon seit seiner Geburt taubstumm. Es hört nichts und kann nicht sprechen. Es ist sehr bedauernswert, dass jenes Mädchen, das sonst normal gewachsen ist, mit diesen beiden Gebrechen für sein ganzes Leben behaftet ist. Es tut einem im Herz weh, wenn man sich mit ihm, die Hände verwerfend, verständigen muss. Es ist fast immer in einer Taubstummenanstalt und kann nur in den Ferien im Elternhaus sein. Ist es noch so lange fort und kommt es heim, so sucht es alle seine Nachbarskinder auf, um sie zu begrüßen. Es freut sich immer, wenn es zu mir kommen darf, denn es weiss, dass ich eine grosse Puppe besitze, mit der es sich unterhalten kann. Es ist dankbar dafür, wenn es sie in der niedlichen Wiege hin und her schaukeln darf. Und wenn ich nicht verstehe, was es meint, dann deutet es einfach mit den Händen. Ich weiss dann, was es will. ...»

«Man weiss die Gesundheit erst zu schätzen, wenn man blinde, taube und lahme Leute sieht. Mein einstiger Freund in R. bekam im Laufe einer Nacht die Kinderlähmung. In seiner Krankheit weinte er oft. Nicht etwa der Schmerzen wegen, sondern weil er sich nicht bei den geliebten Kameraden und Schulfreunden aufhalten konnte. Erst als die Ansteckungsgefahr vorüber war, durften mein Bruder und ich den kranken Freund täglich besuchen. Durch das Mitspielen und durch sehr viel Bewegung konnte er mit unserer Hilfe nach einem halben Jahr wieder stehen. Nun holten wir ihn alle Tage ab, wenn es das Wetter erlaubte, und nahmen ihn mit zur Schule. Immer mit dem Schlitten. Als der Schnee geschmolzen war, wurde das gleiche mit einem Leiterwagen ausgeführt. Es war mühsam, weil unser Freund vom vielen Sitzen und Liegen sehr schwer geworden war. Nach und nach ging er, sich am hinteren Teil des Wagens haltend, einige Schritte selber. Von Woche zu Woche gelang es ein wenig besser. Wenn wir bei der Schule angelangt waren, holte ihn unser Lehrer ab und trug ihn in die Schulstube hinauf. Nach einem Jahr, als wir R. verliessen, konnte er wieder gehen, aber leider nur ganz langsam.

Wenn man so etwas erlebt hat, dann weiss man erst, wie schön es ist, gesund sein zu dürfen...»

«Lahmes Kind, o armes Kind, ärmer als das ärmste Kind», so schliesst eine Schülerin ihren Aufsatz und fasst damit ein eigenes Bewegtsein vor dem Elend in Worte.

Wir reden so viel von der Erziehung der Gefühle. Angesichts entwicklungsbehinderter Menschen kann sie schlicht und wahr zur Tat werden. — Freilich: Wer versteht die Kunst, sie vor den Geistesschwachen und den Gefühls- und Willensbehinderten zu verwirklichen? Einsendungen über diese Erfahrungen nimmt die Redaktion dankend entgegen.

Reinlichkeitswoche in einer Basler Bk (Beobachtungsklasse)

Es ist Samstagmorgen. Damit ist der letzte Tag unserer Reinlichkeitswoche angebrochen. Die 14 Buben und Mädchen meiner Klasse sind sehr aufgeregt, denn bald wird es sich entscheiden, wer sich einen Reinlichkeitspreis errungen hat. — Auf meinem Tische stehen 14 Blumentöpfchen bereit. Es sind junge, von mir selbst gezogene Aloen und Echeverien. Die Kinder gucken sie mir beinahe vom Tisch herunter. Jedes hat sich im stillen schon ein Pflänzchen ausgesucht und hält es mit den Augen fest.

Jetzt läutet die Schulglocke, und ich nehme die Liste von der Wand. Mit grossen, roten Buchstaben verkündet sie ihren Zweck: Reinlichkeit. Darunter folgen die 14 Namen meiner Kinder. Rechts sind 6 Kolonnen, den Werktagen entsprechend. Ich sehe die Eintragungen alle noch einmal rasch durch. — Am Montag hat's bei allen gestimmt. Am Dienstag ebenfalls. Am Mittwoch hatten Heidi und Anneli einen Fleck an der Schürze, Franz wies mir schwarze Fingernägel. Am Donnerstag hatte Martin schmutzige Ohren und — ja, das war am Donnerstag! Es war plötzlich kühl geworden. Die Mütter wollten ihre Kinder wärmer kleiden. Aber die Kinder wehrten sich standhaft, denn meine Bedingung hatte gelautet: 6 Tage lang dürfen die Kleider nicht gewechselt werden und müssen am Samstag noch ordentlich sauber sein. — Die schlaueren Kinder kamen darauf, wärmere Unterwäsche anzuziehen. Einige kamen unverändert gekleidet, aber verfroren zur Schule. Bei dreien hatte die vernünftige Mutter gesiegt. Sie trugen ergeben Wollkleidchen. An jenem Morgen erhielt ich drei Brieflein und zwei Telephongespräche des ungefähren Inhalts: Sprechen Sie bitte meinem Kinde zu, dass es sich wärmer kleiden lässt! — Am Donnerstagnachmittag erschienen dann 12 Kinder in warmen Pullovern und Wollhöschen. Um sie zu trösten, hatte ich mich selbst wärmer gekleidet. — Am Freitag erwiesen sich Hans-Peters Beine als ungewaschen, und Geri hatte das Taschentuch vergessen. Ausserdem war an Vallis rechtem Mittelfinger der gestrige Tintenfleck noch unvermindert sichtbar. Am Samstag — das ist ja heute! Die letzte Kolonne ist noch leer. Plötzlich kommt mir zum Bewusstsein, dass in unserer Stube verdächtige Ruhe herrscht. Ich schaue mich nach deren Ursache um. Ach so! — Die Kinder bereiten sich zur letzten Kontrolle vor. Sechs, sieben Kinder mustern und beruhigen sich gegenseitig. Franz guckt Hansi aufmerksam in die Ohren. «Es goht eso!» bemerkt er trocken zum Schlusse seiner Untersuchung. Fredi hat einen Zipfel seines Taschentuches über den Zeigefinger gezogen und reibt damit bei halbgeschlossenen Augen die Zähne blank. Margritli bemüht sich umsonst, mit den Fingernägeln die dunkle Stelle von den Knien zu kratzen. Aber Heidi — wo ist denn Heidi? Ah, dort hinten in der Ecke spuckt sie auf die Schuhspit-

zen und glänzt mit dem Tintenlappen nach. Jetzt gibt's Musterung. — Der vorgeschobenen Unterlippe nach zu schliessen, ist Heidi noch nicht zufrieden. Noch einmal ordentlich gespuckt und gerieben. — Jetzt scheint die Sache in Ordnung zu sein. Die Stirn wird glatt, die Mundwinkel ziehen sich zurück. «Fertig», murmelt sie und begibt sich zu Lola, Geri und Anneli, die mit gefalteten Fließblättern die Fingernägel reinigen. Und hinter mir, am Sandkasten stehend, bemüht sich Hansi, sein reichlich mitgenommenes Taschentuch in die ehemaligen Bügelfalten zu legen. Nur einer macht nicht mit bei all diesen letzten Verbesserungsbemühungen. Es ist Martin, der ärmste Schüler der Klasse. Er sitzt nachdenklich in seiner Bank und zupft an den sehr dunkeln Hemdärmeln. Zweimal drückt er die linke Handfläche auf einen grossen Fleck in der abgetragenen, viel zu kleinen Hose. Jetzt entdeckt er auch, dass sich an der untern Kante seines Pullovers der Anschlag löst. Eine kleine Garnschlinge hängt bereits herab. Martin schielt nach mir. Ich gucke rasch weg. Dann rufe ich: «Zur Kontrolle antreten!» Gleich stehen die Kinder in einer Reihe da. Martin erhebt sich langsam und kommt nur zögernd heran. Jetzt stecken Franz und Fredi die Köpfe zusammen und flüstern. Dann springt Franz auf mich zu, zieht mich am Kleid zur Seite und murmelt verlegen: «Fräulein, i muess Ihne öppis sage — es isch wege-n-em Martin — — er isch eben-n-e Arme, er het nur grad die Kleider, woner immer a het. Er ka deheim nie wechsele. Gälle Sie, Fräulein, Sie luege bim Martin hüt nit eso gnau?» Ich verberge meine Freude und schaue Franz ernst an. Er wird noch verlegener und macht mir plötzlich den Vorschlag: «Oder schenke Sie ihm halt ganz eifach e Stöckli!» Ich sage: «Mer wänn luege!» Franz springt zu Fredi, deutet mit dem Daumen über die Achsel nach mir zurück und sagt mit unterdrückter Stimme: «Sie het gseit, sie well luege! Das isch günstig!» — Die Kontrolle nimmt ihren Verlauf. Es zeigt sich, dass alle Kinder leidlich sauber sind und dass Martin der einzige ist, der die ganze Woche die gleichen Wäsche- und Kleidungsstücke trug. Da die 13 andern Kinder in Ordnung befunden wurden, schauen sie nun alle über Martins Fleck und Ränder hinweg und freuen sich mit ihm auf den Preis.

Um Streit und Missgunst zu vermeiden, verteile ich die Stöcklein nach Losnummern. Gleich ist der Tisch abgeräumt. Jedes Kind versucht, seinen Preis nach Möglichkeit in Sicherheit zu bringen und, um Verwechslungen vorzubeugen, bergen sie ihn hinter dem Schrank und unter Stühlen und Bänken. Sie rennen hin und her. Kein Ort scheint ihnen sicher genug, und zuletzt bringen sie mir ihre Stöcklein wieder zum Tisch: «Fräulein, gänn Sie bitte acht uf mi Stöckli!» Nur Martin kommt nicht. Er hat die grösste Pflanze. Sie steht unter der Bank, und er hat seine Fußspitze behutsam auf den Topfrand gesetzt. So hütet er sie ganz persönlich. Aber wie kommt Martin zu dieser Pflanze? Die hat doch, wenn ich mich nicht täusche, Heidi gewonnen? «s'Heidi het freiwillig mit mir tuscht», berichtet Martin glücklich. Das stimmt. Heidi hat mit dem kleineren Stöcklein vorlieb genommen. Martin aber muss Franzens Fürbitte bemerkt haben, denn jetzt geht er zu ihm und Fredi, klopft ihnen auf die Achsel und sagt gerührt: «Ihr sind glatti Cheibe!»

M. Rudin.

Heilpädagogisches Seminar Zürich

Eine stattliche Zahl Ehemaliger versammelte sich in den Vormittagsstunden des 1. Mai zum Seminartag im «Rigiblick» (Zürich). Gegenstand gemeinsamen Nachdenkens war das zentrale Problem der Heilpädagogik:

Forschen und Helfen.

Der Vortragende, Herr Prof. Hanselmann, deckte Wesen, Bedingungen und gegenseitige Beziehungen des Forschens und Helfens auf. Er unterschied das «Forschen um der Forschung willen» vom «Forschen zum Zwecke des Helfens». Der Aufruf zu jenem kommt aus der Freude am Denken, am eigenen Finden, vielleicht auch aus Freude am Ruhm; zu diesem treibt das Leiden der Mitmenschen an. Wer aber dürfte behaupten, nur aus Mitleid Forscher zu sein? Zumeist ist es nicht ein einziger Antrieb, sondern ein Komplex von Antrieben, der zum Forschen nötigt. — Forschung an sich macht weltfremd, einsam. Nur dort, wo der Geist nicht einzig um seiner selbst willen, sondern absichtlich zum Wohl der Mitmenschen tätig ist, bleibt die Weltverbundenheit erhalten.

Das Kennzeichen des echten Helfens ist, dass das Wohl des andern gefördert werden will und tatsächlich gefördert wird. Wer deshalb hilft, weil das ihm Freude, Spass macht, oder weil er menschliche Not «einfach nicht ansehen» kann, aus Angst um sein eigenes Ich nämlich, der ist kein rechter Helfer. Helfen tut weh; es kann nicht Freude machen, weil es ein Stück Ich-Opferung ist.

Hilfe muss im Interesse des Hilfebedürftigen planmässig sein. Wo nicht die Forschung, das Denken die Führung innehat, da reicht die Hilfe nicht weit.

In der heilpädagogischen Praxis zeigt sich nun immer wieder die verhängnisvolle Notwendigkeit, helfend einzugreifen, ehe die Forschung eine klare Wegweisung ergeben hat. Täglich stellt der gewissenhafte Erzieher rückblickend fest, dass er dies und jenes anders hätte machen müssen. Ob er trotzdem mit voller Kraft weiter zu helfen imstande ist, hängt von seiner innern Einstellung zur Aufgabe und von seiner Rückgebundenheit an Letztes und Höchstes ab.

Im Anschluss an den Vortrag wurde die Möglichkeit eines Fortbildungskurses für Ehemalige, der im Herbst in Breganzona bei Lugano stattfinden soll, erwogen. — Eine Stunde gemüthlichen Beisammenseins und das gemeinsame Mittagessen schlossen die Tagung ab.

Um 15 Uhr wurde im Kirchgemeindehaus Hirschengraben die Hauptversammlung des Verbandes Heilpädagogisches Seminar Zürich abgehalten. Der Vorsitzende, Herr Regierungsrat Dr. Briner, verstand es, die üblichen Geschäfte rasch zu erledigen, was schon deshalb recht angenehm war, weil zwei Referate auf der Traktandenliste standen, die grossem Interesse rufen mussten.

Der Seminarleiter, Herr Professor Hanselmann, referierte über «Das Heilpädagogische Seminar. Rückblick und Ausschau». Er zeichnete in kurzen Zügen die in den 13 Jahren seit der Gründung des Seminars geleistete Arbeit. Die 11 Vollkurse wurden von insgesamt 197 Kandidaten und Hörern besucht. Es waren 117 Frauen und 80 Männer, 175 Schweizer und 22 Ausländer. (Hiervon sind in der Volksschule tätig 44, in Spezialschulen 37, in Anstalten 43, in heilpädagogischer Arbeit privat 12, im Studium 13; Inhaber leitender Stellen 16.) Daneben wurde in kurzen Einführungskursen, insbesondere für Volksschullehrer und Seminaristen, in der Erziehungsberatung, in zahlreichen Vorträgen im In- und Ausland und in den bekannten Hochschulvorlesungen Grosses geleistet, wofür alle diejenigen, die dem HPS nahestehen, dem Seminarleiter, seinem Assistenten Herrn Dr. Moor, und der Sekretärin Fräulein Hurwitz herzlichen Dank wissen.

Im weitern wurden die Gründe dargelegt, die den Arbeitsausschuss des Verbandes auf Antrag der Seminarleitung dazu bewogen haben, im Studienjahr 1937/38 keinen Vollkurs durchzuführen. Der Ernst und die Gründlichkeit in der anschliessenden Erörterung der Frage nach der Zweckmässigkeit des bis jetzt innegehaltenen Kursprogrammes lassen von neuem erkennen, dass das HPS in allen Teilen ein lebendiger Organismus bis heute geblieben ist und auch in Zukunft sein wird.

Herr Direktor Hepp, der Präsident des Arbeitsausschusses, erstattete Bericht über die in der heilpädagogischen Hochschule in Budapest gewonnenen Eindrücke und die von Wien und Budapest ausgehenden Bestrebungen zur Gründung einer internationalen Gesellschaft für Heilpädagogik. Das HPS Zürich begrüsst die Anregungen des Auslands und wird sich der notwendig werdenden Mitarbeit nicht entziehen.

H. Roth.